Albert Streich : Dichter seiner heimatlichen Welt

Autor(en): **Ruef, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **5 (1997)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-962067

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MUNDART

FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

5. JAHRGANG November 1997 NR. 3

Albert Streich – Dichter seiner heimatlichen Welt

Die Albert Streich-Gedenkfeier vom 6. September 1997 in Thun hat gezeigt, welches Echo dieser Dichter noch auszulösen vermag. Dies hängt hauptsächlich mit der Qualität seiner Texte zusammen, und dazu sollen hier noch einige Gedanken weitergegeben werden. Seine Mundart-Texte umfassen Gedichte (von ihm publiziert in den zwei Bändchen Underwägs, 1935, und Sunnigs und Schattmigs, 1958), kurze Erzählungen (Feehnn, 1948) und Szenisches (Sunnäsiit's am Rothoorän, 1934). Die Mundart, in der die Texte verfasst sind, ist diejenige von Brienz im Berner Oberland. Sie wird auch heute noch gesprochen und gepflegt, allerdings versteht die jüngere Generation nicht mehr alle Wörter, die in Streichs Texten vorkommen. Wenn es jetzt des Dichters Absicht gewesen wäre, seine urchige, höchstalemannische Mundart auszustellen und dazu dörflich-heimatliche Sujets herbeizuziehen, wäre dies unvorteilhaft: Da sich das Brienzerdeutsche weiterentwickelt hat, wäre Streichs Dichtung am Veralten, sie hätte nur noch Museumscharakter.

Albert Streichs Anspruch war ein anderer, ein literarischer: In seiner Mundart, die ihm den unmittelbaren, treffenden Ausdruck gewährte, suchte er die Lebensbewältigung an seiner engen, heimatlichen Welt. In seinen Gedichten fällt der Blick meist auf etwas scheinbar Unbedeutendes aus der dörflichen Erlebniswelt, sei dies ein Holunderstrauch, eine Dorfgasse, eine Wiesenblume, ein Schmetterling, ein Vogel oder sogar ein Blatt des Herbstlaubes. Als Beispiel hier das Gedicht über späte Stiefmütterchen im Garten.

INHALTSVERZEICHNIS

Albert Streich 1
Ds Innen Syndrom 4
E psuech im Elsass 7
Neuerscheinungen:
Fasch es Spiegelbild 8
Ännet em Zuun 9
Us dr Stilli 10
Der Usslandschwyzer 11
Glismeti Strümpf 12
Jahresbericht 96 14
GV 1997 15
Bärndütsche Liebeschummer 16

Spääti Steifmietterleni

Steifmietterleni bliejen im Gaarten,
meh bleichi, vermoogget, nid vil,
und esoo hibschli, es tääte si waarten
was wiiterhin wäärdi und wil.
Es gälbs daa, teiff abhi uf der Äärden,
es blaus hie und gchruusleds und mieds,
es bruuntschelligs, glemmts und suscht
Bschwäärden.
Und chuel isch, und vom Bäärg inha zied's.
Und d Sunne schiind nummen no schwechli
dir Näbel wie iischschechaalts Gold,
und ds Läben ischt wie es grings Brechli
waa t' eitue mma raatsame sollt!

Die Stiefmütterchen sind nicht in ihrer Pracht des Blühens dargestellt, sondern gezeichnet von ihnen nicht mehr günstiger Jahreszeit und Witterung. Dass sie müde sind, Beschwerden haben und gelähmt sind, könnte beim Lesen leicht Mitleid erregen. Ein solch billiger Effekt des Mitleids mit vermenschlichten Pflanzen ist aber nicht beabsichtigt. Die vermenschlichenden Eigenschaften dienen nur dazu, zur Überhöhung der Situation überzuleiten. Das Gedicht mündet in eine fast plakative Feststellung über das Leben, beziehbar nicht nur auf das Stiefmütterchen- sondern auch auf das Menschenleben: Das Leben ist nur ein kleines Bruchstück, zu dem man trotz allem Sorge tragen soll. Interessant ist, dass die Stiefmütterchen, die den Ausgangspunkt für diese Aussage bilden, nicht in ihrem materiellen Fortkommen, sondern in ihrem Blühen, also etwas Aesthetischem, dargestellt sind.

Einen festen Rahmen in Streichs Texten bilden die Elemente der lokalen Landschaft: Das Dorf, der See, die sie umgebenden Felder und Wälder, die Berge, die alles einrahmen, und die Wolken und der Himmel. Durch sie wird die heimatliche Welt in ihrer Enge bestimmt und in ihnen sucht er die innere Weite auf literarischem Weg zu gewinnen. Dies sei zunächst mit einem Abendgedicht illustriert:

Induuchlen
Aabe chunnd
uber Bäärga embrin,
leid si im Grund
sametig hin.
Liid ubere Wwäältdren,
si gspirren ne chuumm,
liid ubere Fäldren
en duuchliga Fluumm.
Spinnd um mi z ringsum
und liired mi in.
Weis niimma, ob i diheimmen
old wiit, wiit furt bin.

Neben dem Lautspiel mit «abendlichen» dunklen Vokalen, das wohl auf klassisch-romantische Lyrik-Tradition zurückzuführen ist, fällt die Bewegung des Abends auf, der von oben herabsteigt und allmählich die ganze heimatliche Welt füllt. Der Effekt ist aber nicht ein wohliges Einkuscheln in den Flaum der Dunkelheit. Die i-Laute gegen den Schluss des Gedichtes weisen auf einen unvermuteten Ausgang: Im höchsten Gefühl des Geborgenseins im Raum der heimatlichen Welt, ganz eingesponnen und eingewickelt vom Dunkel des Abends, ergibt sich dieses Übersteigen des Raums: Er weiss nicht mehr, ob er daheim oder weit weg ist. Der Gegensatz von Heimat und Fremde ist in diesem Moment aufgehoben.

Auch in Streichs Prosa geht es um die heimatliche Welt von Brienz und Umgebung. Allerdings wird sie hier jeweils in der Wahrnehmung und im Erleben einer Person, seltener einer kleinen Personengruppe dargestellt.

Da nimmt etwa eine alte Frau das Hereinbrechen des Föhns wahr, von den ersten kleinen Anzeichen bis zum ausgewachsenen Sturm. In einer anderen Erzählung treffen sich zwei Männer in der Morgenfrühe, um zur Arbeit auszurücken. Ein ungewohntes Wölklein am Himmel, das auf ein Unwetter hinzudeuten scheint, lässt sie lange zögern und die feinsten Facetten der Wetterbeobachtung durchspielen, bis sie sich doch zum Aufbruch entschliessen.

In einer hintergründigen Erzählung (Häärdepfel) ist die Hauptperson eine frisch verheiratete junge Frau. Sie ist mit ihrem ersten Kind schwanger und gräbt ausserhalb des Dorfes Kartoffeln. Streich beschreibt anschaulich, wie das Kartoffelngraben vor sich geht, wie die Kartoffeln nach dem Wenden der Erde hell vor die Füsse der Frau rollen und wie sie sich immer wieder von der schweren Arbeit mit ihrem schweren Leib aufrichten muss und dann über den See hinunter in die Ferne und an den Horizont des Bergkammes schaut. Es kommen ihr Erinnerungen an ihre Mädchenjahre wieder auf, als sie sich ihr Leben anders, leichter vorgestellt hatte. Nun hat sie einen Zimmermann geheiratet und verrichtet schwere Arbeit in Haus und Garten. Doch der Blick über den See hinunter und an den Horizont der Berge hinauf erinnert sie an ihr noch nicht gefundenes Lebensglück:

Es leekt un schrüsst an eimm wie mid sibe Seilen; aber mi chunnd ja gliich nid vom Bode furt.
Eis i ds ander fahrd der Chaarscht mid enem mutte Tätsch in di troche Furen, trohled e Ggragleten gälb, rund Häärdepfel der Beeth voor di groblochtege Schue, chrimmpt si der schwärrlochtig Liib soorgelli voorinhi und fliigen de d Chnellen uber i Wwiidlichoorb. Im Fiselgstiid näbefir hed e lliechta Wind agfange rruuschen und d Bletter weiggen und lätzi machen, das ds wiisser Grienn virha chunnd. Der Wind schmeckt nah abgstandennen Häärdepfelstuuden und Häärd.
D Beeth sinned in inns inhi:
«Es ischt etz gued eso. I bin es urriewwigs Gschepf, wohl, aber es ischt etz gued eso, wie's ischt. Muetter wäärden – Muetter wäärden.»
Und grabt wiiter.
D Sunnen ischt derwiilet em Bitz verabhi ggrickt, es Breesmi gälber woorden, hed greeser und duuchler Schätte ggmacht hindrem Beimmen und Stuuden. O d Beeth heigi gwachse, tuucht eina; grooss und still hantierd's mid dem Chaarscht in der äbennen Aarleufwiiti und Sunnen und Schätten mmaalen di kinftig Muetter breit und gwichtig us em bruunen Boden uusa.

Beeth, das «unruhige Geschöpf», legt sich zurecht, sie werde ihr Lebensglück in der kommenden Mutterschaft finden. Sie redet sich das zwar eher mit gutem Willen ein, als dass es der zündende Gedanke wäre. Und so gräbt sie eben weiter Kartoffeln. Es ist schliesslich das Spiel von Sonne und Schatten, das sie wachsen und gross werden lässt und sie aus dem braunen Boden heraus malt. Mit diesem Schlussbild macht Albert Streich ästhetisch möglich, was in der Wirklichkeit der geschilderten Situation ein immerwährendes Suchen bleiben wird.

Albert Streich bleibt mit seiner Dichtung ganz in der engen lokalen Welt von Brienz, einer Welt, die ringsum von hohen Bergzügen eingeschlossen ist, gefangen. Seine Suche nach Weite, nach dem uneingeengten Guten und Schönen geschieht nur innerhalb dieser Welt. Die Möglichkeit des Ausbrechens aus dieser lokalen Welt kommt für ihn nicht in Betracht.

Dies verhielt sich auch in seinem Leben so: Er verliess Brienz nie ernsthaft, obwohl gerade er durch seine Lebensumstände die Enge der dörflichen Welt hart zu spüren bekam. In dieser seiner Welt suchte er etwas, was er so nicht finden konnte. Der Ausweg war, das Gesuchte in der Darstellung dieser Welt, auf der dichterischen Ebene zu finden. Die Wahrhaftigkeit dieses Bemühens ist bei Streich beeindruckend. Er gab auch der Versuchung nicht nach, sich in der Beschreibung der (zahlreichen) Schönheiten dieser Gegend zu erschöpfen. Er wollte sich durch die Darstellung dieser Welt zugleich über diese Welt stellen können.

In dieser Art gestaltete er in der Erzählung Herbscht auch die Begegnung mit dem Thema des Todes. Sie geschieht in der Wahrnehmung und in den Gedanken des päcket (pockennarbigen) Chrigi, eines steinalten Männchens, wie es heisst. Aus der Unruhe und Unfreundlichkeit des Haushalts seiner Schwiegertochter, bei der er aufgenommen ist, begibt er sich an einem schönen Herbsttag hinaus in die Hofstatt und setzt sich unter einen Apfelbaum, von wo er seine heimatliche Welt vom See über das Dorf und bis hinauf zu den Bergen ganz überblicken kann. Zugleich überblickt er auch sein Leben und macht sich Gedanken zum Sterben. Einerseits ist da die Sehnsucht nach etwas Besserem und Leichterem, nach einem Ort, an dem es ihm wohler ist als gerade hier und jetzt. Andererseits stellt er sich das Sterben als etwas Dunkles und Finsteres vor. Es gelingt ihm nicht, beides zusammenzubringen, während er auf der Bank sitzt und grübelt. Dabei schaut er zu den herbstklaren Bergkämmen hinauf und beobachtet, wie unten im Tal die Schatten länger werden. Die Schwiegertochter ruft ihn ins Haus, doch er überhört ihren Ruf. Er nimmt alle Veränderungen des näherrückenden Abends wahr, bis die Sonne untergeht und einen plötzlichen Wechsel von der Helle zum Dunkel verursacht. Nun ist Chrigi bereit, ins Haus hineinzugehen:

Da steid ds päcket Chrigi vom Bänkli undrem Epfelbeun entli uuf, litzt de Rreckichragen hinna uehi wäg em ruuche Lluft und stäckled langsam dervon in di teuwwfrischen duuchlen Beuschätten inhi gäg em Huus zue. Er schmilzt fascht mid der Fiischtri zämen; es ischt, er gääji uf em leschte Wwäg.

Wie mma nen entli voor der Huustir uf der Bsetzi gheerd zuehi tschaarggen, tued ds Ziisi grad d Tir uuf und epfaad nen: ‹Soo, chuuscht etz? I ha ggmeind, i miessen di no ge rreichen!›

Aber ds Chrigi gheerd niid und merkt no weeniger, das ds Ziisi schier hehns tued; är leuft näb imm bim fiischterren Huustirloch inhi i ds Duuchel und hed de Sin ganz an em andren Oort.» *Hans Ruef*

Das Innen-Syndrom bedroht auch die Mundart

Syndrom ist ein Wort der Medizin, welches eine körperliche oder geistige Verwirrung bezeichnet. Mit einem solchen sprachlichen Syn-